

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1907

1.12.1907 (No. 48)

Sterne und Blumen.

Belletristisches Unterhaltungsblatt zum „Badischen Beobachter“

Mitbegründet

Philipp Wasserburg („Lairus“) in Mainz.

N. 48.

Sonntag, den 1. Dezember.

1907.

Pater Andreas Frühwirth, der neue apostolische Nuntius in München.

(Nachdruck verboten.)

Mit großer Befriedigung hat die deutschen Katholiken die Tatsache erfüllt, daß, ihrem längst gehegten Wunsche nachkommend, der Heilige Vater nicht nur einen deutsch sprechenden, sondern sogar einen Mann deutscher Abstammung zu seinem Vertreter am bayerischen Hofe erwählte. Seit dem Bestehen der Münchener Nuntiatur waren alle Nuntien Italiener gewesen, von denen die meisten die deutsche Sprache nicht beherrschten, ein Mangel, der von den deutschen Katholiken tief empfunden worden war. Umso freudiger begrüßt man die nunmehrige Wahl des Dominikaner-Generals Pater Andreas Frühwirth zu dem überaus wichtigen und vielumstrittenen Amte eines Nuntius in München.

Der zu so hoher Würde Berufene ist von bescheidenem Herkommen. Als schlichter Leute Kind wurde er am 21. August 1845 zu St. Anna am Nigen bei Febring in Steiermark geboren. Wegen schwächlicher Gesundheit mußte der junge Andreas seine Studien im Knabenseminar zu Graz unterbrechen und die Schule für einige Zeit meiden. Später nahm er seinen Platz im Seminar wieder ein und zählte hier zu den fleißigsten und talentvollsten Schülern. Gleich seinem älteren Bruder wollte der fromme Jüngling den Freuden der Welt entzagen und sich ganz in den Dienst Gottes und seiner Kirche stellen. So trat er schon im Jahre 1863 zu Graz in den Dominikanerorden ein und empfing im Jahre 1868 die heilige Priesterweihe. Kurz darauf begab er sich nach Rom, um hier seine Studien zu vollenden. In seinen Orden nach Graz zurückgekehrt, wurde er hier bereits im Jahre 1872 zum Subprior und 1876 zum Prior in Wien erwählt. Seine erste Sorge galt der Wiederherstellung der strengeren Ordensdisziplin. Als im Jahre 1879 seine Amtsperiode abgelaufen, wurde er, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste, wiedergewählt. Wie früher in Graz, so lehrte auch Pater Frühwirth, der

inzwischen in Rom mit glänzendem Erfolge das zweite höhere Examen der Dominikaner abgelegt hatte, theologische Fächer und stand durch seine umfassende Gelehrsamkeit und seinen lautereren Priestercharakter in hohem Ansehen. Im Jahre 1880 zum Provinzial gewählt, richtete er während seiner vierjährigen Tätigkeit in dieser Stellung unter anderem

einen Kursus für Philosophie und Theologiestudien ein. Seine segensreiche Tätigkeit hatte seinen Namen so rühmlich bekannt gemacht, daß ihm im Jahre 1887 das Fürstbistum Klagenfurt angeboten wurde. Es entsprach dies aber nicht den Wünschen des bescheidenen Ordenspriesters und es gelang ihm, sich dieser Würde zu entziehen.

Zum dritten Mal wurde Pater Frühwirth im Jahre 1889 zum Prior der Wiener Niederlassung gewählt und im Jahr 1891 zum zweiten Mal als Provinzial bestätigt, ein glänzender Beweis für seine organisatorischen Fähigkeiten, die ihm das unbegrenzte Vertrauen seiner Mitbrüder erworben hatten. Nach dem Tode des Ordensgenerals Pater Larocco wurde am 19. September 1891 auf dem Generalkapitel in Lyon Pater Frühwirth nahezu einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt und ihm damit das höchste Ehrenamt übertragen, welches das Ordenskapitel zu vergeben hatte.

Auch dieser neuen Würde und Bürde zeigte sich Pater Frühwirth nach allen Richtungen hin gewachsen. Er machte in sämtlichen europäischen Provinzen und in Südamerika Visitationsreisen, errichtete verschiedene Studienhäuser für den Orden, rief in Jerusalem eine Bibelschule

ins Leben und gründete in den auswärtigen Missionen Häuser in Japan, Kuba, Portorico, Grenada, Brasilien und Peru. Auch in Europa entwickelte sich unter seiner umsichtigen Leitung der Orden derart, daß die deutsche Ordensprovinz — es hatte früher nur eine Provinz für Deutschland und Oesterreich gegeben — sowie die südspanische entstand. Nachdem seine zwölfjährige Amtsperiode zu Ende



Pater Andreas Frühwirth,
der neue apostolische Nuntius in München.

war verwendete Pius X. ihn verschiedentlich als Visitator. Der schweren und verantwortungsvollen Bürde eines Ordensgenerals enthoben, glaubte Vater Frühwirth sich nun wieder mehr seiner geliebten Wissenschaft widmen zu können. Doch sollte diese Ruhe nur von kurzer Dauer sein, denn seine Ernennung zum Münchener Nuntius stellt von neuem hohe Ansprüche an seine Thätigkeit.

Wie dies anlässlich der Berufung eines Ordensmannes

auf einen diplomatischen Posten üblich ist, verläßt Vater Frühwirth den Ordensstand. Der Papst hat ihn am 29. Oktober empfangen und ihn zum Titularerzbischof von Cragli, dem alten Heraclea Pontica, ernannt.

Möge der neue Nuntius sich wie seither durch seinen Scharfblick, sein diplomatisches Geschick und seine kluge Umsicht in seinem Amte auszeichnen und seine Thätigkeit eine gesegnete sein!

Aus Itürmischer Zeit.

Geschichtliche Erzählung von Phil. Laicus.

(Nachdruck verboten.)

Anfangs der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts befand sich das deutsche Reich in sehr schwierigen Umständen. Allerdings waltete als König einer der mächtigsten Heldengestalten, König Otto, nachmals der Große genannt. Aber trotz dieses Waltens konnte das Reich nicht zur Ruhe kommen. Die Longobarden waren in beständiger Unruhe, und kaum hatte Otto einigermaßen geordnete Zustände dort hergestellt, so bedrängten Slaven und Normannen und bald darauf die Ungarn das Reich.

Aber schlimmer als dies waren die Unruhen, welche im Innern, sogar im eigenen Hause des deutschen Königs ausbrachen. Nachdem der König eine zweite Ehe mit Adelheid von Pavia eingegangen, fühlte sich sein Sohn Ludolph aus erste Ehe, dem er die Nachfolge zugesichert, in dieser Aussicht bedroht und er sandte einen Edelmann mit einer Botschaft an seinen Schwager Konrad den Roten, um denselben für seine Sache zu gewinnen.

Konrad hielt damals sein Hoflager in Worms.

Siegbert, der Bote Ludolphs, fand Konrad in einer keineswegs angenehmen Stimmung. Er sah ihn im Anfange seiner Sendung nur einmal, als er ihm den Brief überbrachte. Damals hatte er den königlichen Schwiegersohn im Garten seiner Pfalz getroffen, in Gesellschaft eines Mannes von hohem Wuchse und ehrfurchtgebietendem Aussehen; graue Locken wallten bis auf seine Schultern, die Stirne, hoch und ernst, schien mehr einem Denker als einem Kriegermann anzugehören, und doch deuteten der allerdings leichte Ringtragen, die Stahlhandschuhe und ein ziemlich breites Schwert an einem Lose um die Hüften geschlungenen Gchänge eher den Kriegermann an. Graf Hermann von der Weye hielt die Mitte zwischen beiden. Ohne gerade zur Regierung zu gehören, war er die rechte Hand Konrads, sein Vertrauter, sein Berater, sein Diplomat; daneben aber auch ein kühner Krieger, der von Jugend auf in Ernst und Scherz das Roß getummelt und Schwert und Lanze gehandhabt. Seine Blütezeit fiel unter die Regierung Heinrichs I. Damals hatte er gegen die Ungarn gekämpft und das Treiben dieser Horden kennen gelernt.

„Wahrhaftig,“ meinte Konrad, als er das Schreiben Ludolphs gelesen, „das ist eine gute Botschaft, Herr Ritter; wer weiß, ob sie nicht ein Herzogtum wert ist zu meinem Franken und Lothringen. Hier, Hermann, was meinst Du dazu?“

Der Graf nahm den dargereichten Brief und las denselben. Dann gab er ihn stumm dem Herzoge zurück.

„Nun?“ frug dieser.

Hermann von der Weye zuckte die Achseln und warf einen Seitenblick auf den Boten.

Der Herzog verstand.

„Wir danken Euch, Herr Ritter, ohne Zweifel seid Ihr müde und wir wollen Euch für jetzt gern die Ruhe gönnen, deren Ihr bedürft.“

„Wollt Ihr mein Gastfreund sein,“ fügte der Graf bei, „so will ich meinen Herrn erjuchen, daß er mir gestattet, Euch in meine Wohnung einzuführen.“

Wenn auch etwas überrascht, gab der Herzog durch ein leichtes Neigen seines Kopfes seine Einwilligung zu erkennen, und der Neugekommene folgte seinem Wirte in dessen nahegelegenes Quartier.

Er fand dort die Familie des Grafen, bestehend aus der Gräfin und zwei Kindern. Auf dem Hofe hatte er bereits das jüngere dieser Kinder getroffen, einen dem Knabenalter eben erwachsenen Jüngling, der mit der Armbrust hantierte. Zur Seite der Gräfin fand er auf einem Schemel deren Tochter, ein Mädchen von etwa sieben bis achtzehn Jahren.

Der Graf war in seiner Einführung sehr formlos. Er brachte seinem Weibe einen Gast und diese Erklärung war für die damaligen Sitten vollständig ausreichend. Dann entschuldigte er sich kurz, und ließ den Ritter mit den Seinigen allein. Ehe er sich jedoch entfernte, flüsterte er seinem Weibe die Worte zu:

„Sorge, daß Siegbert mit niemanden verkehrt.“

Das Schreiben Ludolphs wurde der Gegenstand einer ernstlichen Beratung zwischen dem Herzoge Konrad und dem Grafen von der Weye. Es enthielt die Zustimmung zu Plänen, die Konrad längst gehegt und die in nichts Geringerem bestanden, als auf dem Wege der Gewalt den eigenen Vater und Schwiegervater zu entthronen, um Ludolph auf den deutschen Königsthron zu erheben. Die Verhältnisse waren dazu durchaus nicht aussichtslos. Die beiden Herzoge verfügten fast über die Hälfte Deutschlands und dazu kamen mancherlei äußere Bedrängnisse. Ehe sie indes losschlügen, hatte man sich erst über manche Punkte zu verständigen, und außerdem hegte man Besorgnisse, daß man zu schwach sei, um offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Man mußte darum auf die Beihilfe eines weiteren Verbündeten rechnen. Die nach Beute lüsternen Ungarn, die sich längst von ihren Niederlagen unter Heinrich I. erholt, waren wohl zu haben, und Konrad scheute sich nicht, den Grafen von der Weye dorthin zu senden, um die wilden Schwärme gegen den deutschen König und den nächsten Verwandten ins Land zu rufen.

Die Verständigung zwischen Konrad und Ludolph ging durch Siegberts Hand und infolge dieser Botschaften kam derselbe fast nicht zur Ruhe. Stets zog er hin und her und wenn er dabei an das Hoflager Konrads kam, war er der Gastfreund des Grafen von der Weye und brachte die kurze Zeit der Ruhe im Kreise seiner Familie zu.

Das änderte sich auch dann nicht, als der Graf auf längere Zeit von den Seinigen Abschied genommen, um einen Zug anzutreten, dessen Endziel für jedermann ein Geheimnis war. Nur sein Weib wußte, daß er nach Ungarn ziehe, und ihr konnte der Graf uneingeschränkt vertrauen.

„Gunda,“ jagte er, als sie zum letzten Male vor der Abreise allein sich sprachen, „lasse Siegbert nicht aus dem Auge.“

„So willst Du, daß ich ihn auch während Deiner Abwesenheit aufnehmen soll?“

„Das muß sein.“

„Du kennst seine Neigung zu Gisela.“

In der That hatte infolge des häufigen Zusammenseins der Ritter an das schöne Kind sein Herz verloren. Gunda, die nicht wußte, welche Pläne ihr Gemahl mit Gisela verfolgte, hatte diese Neigung sehr bald bemerkt und ihrem Gemahle von der Sache gesprochen. Dieser hatte Gunda beauftragt, das Mädchen zu warnen, auf Zucht und Sitte zu sehen, und sich im übrigen anzustellen, als ob sie von der Sache nichts merke.

Jetzt kam sie nochmals auf den Gegenstand zurück. Ihr Gemahl erwiderte, daß er seinen früheren Weisungen nichts beizufügen habe. „Wenn ein einfacher Vasall in die Tochter des zweiten Mannes in Franken sich verlieben will, so ist das seine Sache. Mir dient's. Ein Verliebter wird nicht für einen Verchwörer gehalten, und wir müssen uns gegen alles sichern, was Verdacht erwecken kann.“

Gunda nahm diese Weisung mit derselben Ruhe hin, wie jeden anderen Befehl aus dem Munde ihres Gemahls.

Aber in etwas hatte sich die kluge Mutter denn doch versehen. Als sie nämlich Gisela warnte, war es bereits ein wenig zu spät. Siegbert hatte Eindruck auf sie gemacht

und dieser Eindruck wurde durch die geheimnisvolle Warnung ihrer Mutter noch verstärkt, und andererseits lag darin ein Wink, von ihren Gefühlen nichts merken zu lassen, und so meinte Frau Gunda, daß Siegberts Herz allein brenne, während die Blut ihrer eigenen Tochter Herz noch um vieles heftiger verzehrte, als dieselbe wenigstens für den Augenblick hoffnungslos war.

Indes glaubte Gisela nicht an die Ewigkeit dieser hoffnungslosen Lage; denn wenn diese Liebe wirklich so hoffnungslos gewesen, wie kam es, daß Siegbert stets der Gastfreund ihres Vaters war?

Allmählich begann es in dem Kopfe des jungen Mannes zu dämmern, daß diese beständigen Botschaften etwas mehr zu bedeuten haben müßten, als einfache Mitteilungen, wie solche unter Verwandten üblich sind. Als einmal sein Mißtrauen geweckt war, konnte er an den beiden Höfen mancherlei Dinge bemerken, die auffallender Weise Hand in Hand gingen. Beiderseits wurden Mannschaften angeworben, kriegerische Uebungen fanden mit vermehrtem Eifer statt; in den Rüstkammern wurde fast Tag und Nacht gearbeitet, und so weit er durch das Land zog, bemerkte er, daß die herzoglichen Burgen in Stand gesetzt wurden.

Er war über die mögliche Bedeutung dieser Rüstungen noch keineswegs im Klaren, als ein unerwartetes Ereignis eintrat. Als er seine letzte Botschaft nach Worms brachte, fand er mehr als je kriegerische Getöse. Das Quartier des Grafen von der Weye aber fand er leer. Der Graf hatte Weib und Tochter auf eine in der Nähe von Speier liegende Feste geführt, die offenbar mit Rücksicht auf ihre Unzugänglichkeit als eine Art Zufluchtsort gewählt war.

Siegberts Geschäft war getan. Er war Herr seiner Zeit, und bis er eine Botschaft an den Herzog Ludolph zurückbringen hatte, vergingen vierzehn Tage. Er hatte vollauf Zeit, dem Zuge seines Herzens zu folgen, und ohne sich weiter zu besinnen, suchte er das Städtchen Speier auf.

Siegbert hatte diese Gegend noch nie durchzogen, und als er der Feste ansichtig wurde, bestätigten Lage und Aussehen derselben seine Ahnung.

Wenn man auch der Rauheit der damaligen Sitten sehr vieles zu gute halten konnte, das war offenbar, daß diese Feste von niemanden als ein passender Aufenthalt für Frauen angesehen werden konnte. Allerdings lag der Bau auf einem der schönsten Erdenfeste, aber daran hatte Hermann von der Weye gewiß nicht gedacht, und die Uneinnehmbarkeit dieser Feste galt ihm sicher mehr, als die prachtvolle Rundsicht, welche man von dem auf schwindelnder Höhe ragenden Turme genoß.

Dieser Turm, ein viereckiges, schwer massives Gebäude, bildete eigentlich den Inbegriff des bewohnbaren Baues. Da lag Geschloß über Geschloß, der schmale Raum auf dem Gipfel hatte keine Breite gestattet, und wenn man diesen Raumangel auch durch die Höhe ausgleichen wollte, so konnte dieser Versuch doch nur einen sehr ungemüßigen Ersatz bieten. Der Raum blieb enge und wurde dann und wann von dem Grafen und einigen Genossen besucht, welche der Jagd obliegen wollten. Danach sah denn auch die Feste aus; wie nahe der Bau daran war, in Ruinen zu stürzen, das konnte Siegbert aus dem vielen neuen Mauerwerke schließen, womit das alte rasch geslickt worden war. Das Ganze erhob sich auf einem Bergfegeln, der von Natur vollständig unzugänglich war. Zu Pferde hinaufzukommen, war nicht möglich, und um die Pferde unterzubringen, hatte man fast am Fuße des Felsfegels eine höhlenartige Bildung benutzt und dieselbe mittelst eines leichten Vorbaues in einen Stall verwandelt. Von da an stieg der Pfad jähe in Krümmungen bergan und wo es nur immer anging, war derselbe durch Tore verschlossen, und wohlgefüllte Steinförbe gestatteten, den Angreifer auf ein solches Tor zu zerschmettern. Um den Turm selbst zog sich ein schmales Plateau, das als Burghof diente und mit einer Mauer umschlossen war.

Alle diese Punkte konnten dem kriegsfundigen Siegbert nicht entgehen, so wenig als das Mißtrauen, womit ihn die Knechte offenbar betrachteten. Sein Name verschaffte ihm jedoch Zutritt zu dem Grafen, der ihn bis auf den Hof entgegenging und ihn dann in das Hauptgemach im Turme führte.

„Aber, Herr Graf,“ begann Siegbert, „Ihr führt Euer Weib und Kind an sonderbare Orte.“

„Ich dachte, Ritter Siegbert,“ meinte der Graf, mit Lachen nach einem Lumpen greifend, deren mehrere ein

Knecht auf einer Platte hereinbrachte, „der Platz wäre für die Sicherheit der Meinigen nicht übel gewählt. Nehmt, Ritter, und stoßt wir an! Fröhlichen Anfang und glückliches Ende!“

„Ja, das soll gelten,“ sagte Siegbert, den Lumpen zum Munde führend. „Die Madscharen sollen ins Land gefallen sein, so sagt man in Baden; aber das dünkt mir doch der Vorsicht zu viel, wenn Ihr deshalb an der Grenze Lothringens eine Feste in Bereitschaft setzt, um die Curigen zu schützen.“

„Vor den Madscharen?“ meinte der Graf lachend, „der Tanz wird näher losgehen; mein Herr gedenkt von dem Könige Neckenhaft zu fordern. Seine Ehre ist beleidigt; denn der König hat ihn vor Berengar wortbrüchig gemacht.“

„Wie?“ rief Siegbert erschrocken. „Ihr wollt doch nicht gegen den König ziehen?“

„Warum nicht?“

„Herr Graf, das wäre fürchtbar. Euer Herr hat die Tochter des Königs zum Weibe.“

„Der Curige ist ja des Königs Sohn.“

„Ich kann's nicht denken, daß wir Schwaben gegen Euch Franken zu Felde ziehen sollten.“

„Das sollt Ihr auch nicht; denn Euer Herr hat mit dem König auch eine Rechnung abzuschließen.“

„Ihr sprecht da unmögliche Dinge.“

„Nah, man hat Euch nichts davon gesagt; denn wir bedürften unbefangener Boten. Wenn die Madscharen die Grenze überschritten haben, so ist nichts länger mehr zu verheimlichen. An die Stelle Ottos tritt Ludolph. Ihr könnt dem Schicksal danken, daß es Euch auf seine Seite gestellt; das Glück Eurer Zukunft ruht jetzt in der Schärfe Eures Schwertes, und ein tapferer Mann ist berechtigt, seine Hand nach allem auszustrecken.“

„Ist das Euer Ernst, Graf von der Weye?“ rief der Jüngling mit blinkenden Augen.

„Deutet Euch das in der Weise, wie es Euch am wünschenswertesten scheint,“ erwiderte der Graf, der die Frage des Ritters auf dessen Verhältnis zu seiner Tochter bezog. „Was ich gesprochen, ist mein völliger Ernst.“

„Dann sei der Tropfen verflucht, den ich mit Euch auf einen glücklichen Ausgang getrunken!“ rief der Ritter empört und schleuderte das steinerne Gefäß auf die Platten des Estrichs, daß klirrend die Scherben umherstoben. „Das ist Verrat, das ist Verrat am obersten Lehnsherrn, in den Ihr mich verwickelt habt.“

Graf von der Weye stieß ein kurzes heiseres Lachen aus.

„Der Herzog ist Euer Lehnsherr, nicht der König.“

„Ich bin ein einfacher Ritter, kein mächtig gebietender Graf wie Ihr, aber gehuldigt hab' ich dem König.“

„Ihr?“

„Herzog Ludolph für mich, da er das Schwabenland aus den Händen seines Königs zum Lehen empfing. Sein Verrat kann den meinen nicht rechtfertigen und treu will ich stehen zu meinem Könige und zum Reich.“

„Bedenkt, was für Euch auf dem Spiele steht!“

„Meine Ehre steht auf dem Spiele,“ rief Siegbert, das Barett auf das lange Lockenhaar drückend. „Lebt wohl, Herr Graf, grüßt Euer Weib und Kind; ich hatte mir die Zukunft anders gedacht.“

Mit diesen Worten verließ Siegbert das Gemach und ging klirrenden Trittes die Treppe hinab. Unmittelbar hinter ihm schob der Graf einen mächtigen Niegel vor die Türe. Dann eilte er ans Fenster und rief in den Hof:

„Schließt das Thor! Laßt den Ritter nicht weg! Ich muß ihn haben!“

Ein halbes Dutzend Knechte rannte an die Türe des Turmes, und als Siegbert aus derselben heraustrat, fühlte er sich, ehe er sich eines solchen Ueberfalls verah, niedergerissen, entwaflnet und gebunden.

Nachdem er auf diese Weise wehrlos gemacht war, erschien der Graf im Hofe.

„Ihr tut mir leid, Ritter Siegbert,“ sagte er ernst, „gebt Euer Wort, nichts von dem zu verraten, was Ihr gehört, und diese Feste nicht eher zu verlassen, bis die Fehde mit dem König entschieden ist.“

„Ich bin in Eurer Gewalt, Graf, und es kostet Euch nur einen Wink, so werden die Leute, die mich überfielen, mich töten; aber meine Ehre müßt Ihr ungehindert lassen. Der König hat mein Wort und deshalb werdet Ihr es nie bekommen.“

„Wie Ihr wollt. Führt ihn ins Verlies.“

Der Graf wandte sich bei diesen Worten um und schritt in den Turm zurück. Es war in der Tat von seinem Standpunkt aus ein Gebot harter Notwendigkeit, so zu handeln, denn noch konnte der Aufruhr im Keime erstickt werden. Allerdings waren die Ungarn bereits ins Land gefallen; allein es war damit nicht gesagt, daß auch sofort in Franken und Schwaben losgeschlagen werden sollte. Lange freilich ließ sich die Sache nicht mehr verzögern und die Maske sollte abgeworfen werden, wenn der König mit seinen Sachsen gegen die herübergedrungenen Madjaren zu Felde lag. Wäre Siegbert entkommen, so wäre vielleicht gerade noch die nötige Zeit gewesen, um dem ganzen Feldzug eine andere Richtung zu geben. Das mußte verhindert werden und so blieb nichts anderes übrig, als Siegbert in Haft zu nehmen.

Siegbert selber verhehlte sich das nicht. Er folgte daher, ohne einen aussichtslosen Widerstand zu leisten, den Knechten.

Es ging eine steile Treppe hinab tief und immer tiefer. Die Luft begann drückend zu werden und nur dann und wann fühlte man einen frischen Zug, welcher dem Gefangenen jagte, daß hier absichtliche oder unabsichtliche Verbindungen mit der Außenwelt beständen. Mehrfach erblickte er bei dem Scheine der Laterne Ausmündungen von Gängen, welche in düstere Nacht führten. Offenbar hatte die Beste mancherlei unterirdische Räumlich-



Der Hauptplatz von Luino (Oberitalien) unter Wasser.

Vaters und Siegberts belauschte. Sie verstand vollständig die Ereignisse, infolge deren ihre Mutter und sie auf diese einsame Beste gebracht worden waren.

Bisher war es zu irgend welchen vertraulichen Neußerungen zwischen Siegbert und Gisela nicht gekommen, wenn auch in ihrer Brust eine mächtige Stimme zu Gunsten Siegberts sprach.

Jetzt sah sie ihn überfallen, entwaffnet und in den Kerker geworfen, einer Handlungsweise wegen, der sie ihre Anerkennung nicht versagen konnte, denn das junge unschuldige Kind hatte sich nie um staatskluge Erwägungen bekümmert, ihr schien es nicht möglich, daß man sich gegen den gewählten und gekrönten König auflehnen dürfe, und das Wort Felonie hatte einen so furchtbaren Klang bei hoch und niedrig, daß sich damit kein anderer Vorwurf an Schwere vergleichen ließ. Sie mußte sich sagen, daß Siegbert offenen Mutes die Sache des heimtückisch angegriffenen Königs verteidigte und — wenn sie vorher in ihrem Herzen vielleicht noch schwankte — der Auftritt im Hofe neigte das Bünglein der Wage entschieden zu Gunsten Siegberts.

Gisela war ein Kind ihrer Zeit, und kaum hatte sie sich dafür entschieden, daß Siegbert Recht hatte, so war sie auch mit der Lösung der Frage ernstlich beschäftigt, wie sie ihm in seiner verhängnisvollen Lage zu Hilfe kommen könne.

Daß Bitten bei ihrem Vater von ihr oder ihrer Mutter nichts vermöchten, war ihr sofort klar und es blieb daher nichts übrig, als darüber nachzusinnen, wie sie ihn



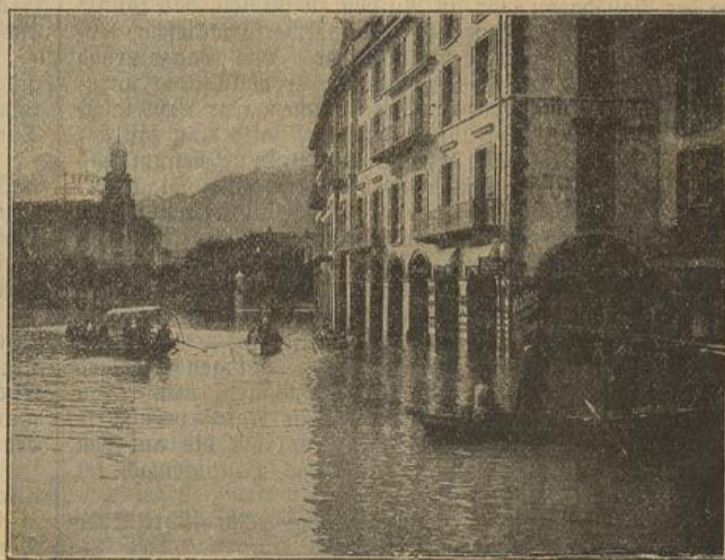
Das Hochwasser des Tessin flutet durch einen Dammbrech ins Land.

feiten und die Treppe bildete den gemeinsamen Zugang zu denselben. Man bog endlich in einen niederen Gang ein, während die Treppe immer noch tiefer abwärts führte; einige zwanzig Schritte ging es auf ebenernem Boden weiter; eine Lüre von dicken Bohlen öffnete sich und Siegbert fand sich in einem kleinen Gelasse allein.

Anfänglich er schien ihm dasselbe dunkel. Nur in einer ziemlichen Höhe brach sich ein Strahl des Tages durch. Ob indes der Tageshimmer einer angebrachten Fensteröffnung zu verdanken war, oder ob sich diese Öffnung nur zufällig gebildet hatte, das war kaum zu unterscheiden, jedenfalls drang soviel Tageslicht herein, daß Siegbert allmählich das Innere seiner Kerkerzelle zu mustern vermochte. Er blieb auch keinen Augenblick untätig, sondern suchte sich vor allem mit seiner Umgebung vertraut zu machen. Denn das war das erste Erfordernis für das Gelingen einer Flucht, welche er zu unternehmen entschlossen war, bevor er noch einen Fuß in seine Zelle gesetzt.

Indes dürfte das seine großen Schwierigkeiten gehabt haben, und jedenfalls konnte der Ritter sich glücklich preisen, daß andere und für den Augenblick mächtigere Hände an seiner Rettung arbeiteten.

Der ganze Vorgang auf dem Hofe hatte nämlich einen Zeugen gehabt. Dieser Zeuge war Gisela, die von ihrem, ein Stockwerk höher gelegenen Gemache des Turmes aus, jede Rede und Gegenrede ihres



Gondelfahrt in den Straßen von Locarno (Oberitalien).

ohne und selbst gegen den Willen ihres Vaters befreie. Um das zu bewerkstelligen, mußte sie sich mit dem Kastellan in Verbindung setzen, unter dessen Obhut der Gefangene stand; es fiel ihr das nicht schwer. Eine ihrer Perjon treu ergebene

nehmung nicht ein Akt der Feindseligkeit, sondern eine Vorkehrung der Sicherheit war. Wenn er seinen Gefangenen nur festhielt, so war das genug, und dafür war ja hinreichend gesorgt, wenn er sich mit einer guten Waffe versehen vor den



1. Schriftsteller Wichmann. 2. Landtagsabgeordneter Breidenbach. 3. Geh. Oberbaurat Schmick. 4. Kulturinspektor Heyl. 5. Finanzminister Dr. Gnauth. 6. Geh. Rat Dr. Ritter. 7. Staatsminister Dr. Ewald. 8. Geh. Rat Willbrand. 9. Minister des Innern Dr. Braun. 10. Geh. Baurat Dr. Cler. 11. Kreisrat Fey. 12. Geh. Rat Freiherr von Biegeleben. 13. Landtagsabgeordneter Damm. 14. Bürgermeister Baurat Stahl. 15. Reichs- und Landtagsabgeordneter Köhler. 16. Landtagsabgeordneter Hirschel.

Eröffnungsfeier der Gruppenwasserversorgung für 17 oberhessische Gemeinden in Lauter-Bad-Nauheim.

Dienerin vermittelte die Sache und der Kastellan selbst zeigte wenig Sträuben, als die Tochter des Hauses den Wunsch aussprach, in Gesellschaft ihrer Dienerin den Gefangenen

Zugang zu der Kerkerzelle stellte. Das ihm gebotene Geschenk konnte daher wohl verdient werden und daß er reinen Mund zu halten versprach, das kummerte sein Gewissen noch



Die Eisenbahnkatastrophe bei Shrewsbury in England.

Die Unglücksstätte mit den Trümmern des entgleiteten Nordwest-Expresszuges.

zu besuchen und diesen Wunsch mit einem kleinen Geschenke unterstützte. Es war ja dem Kastellan nicht unbekannt geblieben, daß der Ritter eigentlich in freundschaftlichem Verhältnis zu dem Hause stand und daß die ganze Gefangen-

weniger, denn es gehörte ja nicht zu seinen Pflichten, die Schritte Giselas zu überwachen.

So wurde denn Siegbert in angenehmster Weise aus seinem Sinnen über Fluchtpläne durch das Rasseln der

Schlüssel sowie den Eintritt Giselas und ihrer Begleiterin aufgestört.

Daß er die Hoffnungen seines Herzens zu Grabe tragen müsse, das schien eben noch ausgemacht zu sein. Es tat ihm wehe, aber er hatte dabei den mächtigen Trost, daß er so gehandelt, wie er handeln mußte, und er hoffte, daß er stark genug sei, wiederum so zu handeln, wenn aufs neue die Frage an ihn heranträte. Und gerade das letztere schien ihm nach der ersten freudigen Aufwallung im gegenwärtigen Augenblicke der Fall zu sein. Er dachte sich, Gisela sei gekommen, um ihn für die Partei der beiden Herzoge zu gewinnen, und aufs neue fand er sich auch in dieser Beziehung angenehm enttäuscht. Er hörte, daß Gisela seine Handlungsweise billigte. Er hörte weiter, daß sie ihm die Hand zur Flucht bieten wollte, und als eine gute Tochter forderte sie dafür von ihm das Versprechen, daß er, wenn der Aufstand niedergeschlagen würde, seinen Einfluß zu Gunsten ihres Vaters in die Waagschale werfen solle.

Unter diesem Beistande war eine Flucht gerade nicht allzu schwierig. Mit Werkzeugen versehen, konnte sich Sieghart nach der Richtung Lust machen, woher der Lichtstrahl drang, mit einer guten Waffe in der Faust konnte er seinen Kerkermeister bewältigen und unter günstigen Umständen sich durchzuschlagen versuchen. Er konnte endlich den Kastellan gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

(Nachdruck verboten.)

Ein dürftig Bündel in der Hand,
Das Anflitz bärtig und verbrannt
Kehrt er zurück.
Wohl dreißig Jahre sind es schon,
Daß er den Eltern einst entflohn
Mit trotzigem Blick.

Nun tritt er ein durchs alte Tor,
Noch alles ist wie einst zuvor
Im Heimatdorf.
Nur diese Leute kennt er nicht,
Und keiner kennt sein fremd Gesicht
Im Heimatdorf.

Mit zagem Finger klopft er dann
An einer kleinen Hütte an
So herzbetrübt.
„Ach, die Du suchst, sind nicht mehr hier.
Kein Herz mehr schlägt entgegen Dir,
Das Dich geliebt.“

An Gräbern kannst Du nur noch knien,
Kein Mund mehr spricht: „Dir ist verzieh'n“.
Er wanket durch die Gassen.
„O Gott!“ seufzt er in seiner Not,
„Die ich geliebt, schon alle tot,
Und ich so ganz verlassen.“

An Gräbern hat er durchgewacht,
Gebetet dort die ganze Nacht.
Doch keiner hört sein Fleh'n.
Beim Morgengrauen ging er fort,
Und keiner hat im Heimatsort
Den Fremden mehr geseh'n.

Wipperfurth.

P. M.

Vierbeinige Erben.

(Nachdruck verboten.)

Als kürzlich ein französischer Landmann starb, fand man auf seiner Hemdmanschette folgendes merkwürdiges Testament: „Hiermit bestimme ich mein Pferd zu meinem alleinigen Erben, mein Neffe Julius soll es sich mitnehmen.“ Dies ist nicht der einzige, der sein Vermögen lieber einem Tiere, als seinem eigenen Fleisch und Blut vermacht.

Einen ähnlichen Geist atmet der letzte Wille eines Testators:

„Ich hinterlasse meinem Affen — meinem Lieben, spazigen Jackoo — die Summe von jährlich 10 Pfund Sterling bis zu seinem Ende; das Geld ist nur zu seiner Pflege zu verwenden. Meiner treuen Dogge Schod und meiner treuen Kaze Tib hinterlasse ich je 5 Pfund jährliche Pension. Sollte einer der vorerwähnten Erben sterben, so geht die für ihn ausgesetzte Summe auf die beiden Ueberlebenden über, und

im Falle einer von diesen stirbt, erhält der letzte die Gesamtsumme. Nach dem Tode aller drei geht die Summe an meine Tochter Arace über, da sie am meisten Kinder hat und es ihr am schlechtesten geht.“

Von einer großen Bosheit zeugt das Testament eines Franzosen, der sich mit seinen nächsten Verwandten, einigen Vettern, entzweit hatte. Er hinterließ seinen gesamten Besitz einer jungen Schildkröte, die er sich aus Mauritius mitgebracht hatte. Nach deren Tode erst sollte sein Besitz an die Verwandten gelangen. Dies dürften diese kaum erleben, da ein Alter von hundert Jahren bei diesen Tieren nicht zu den Seltenheiten gehört.

Einige Zeit zuvor hinterließ ein Mr. Sibley sein Vermögen seiner Kaze und seinem Papagei; erst nach deren Tode sollte das Geld an seine Verwandten gelangen.

Ein besonders merkwürdiges Testament verfaßte ein Testator in Ohio, der genaue Anweisungen zum Bau eines Katenhauses hinterließ und außerdem eine Summe zum Ankauf eines Akkordions, „daß in dem Katenhause für immer gespielt werden sollte, damit die Katen stets den Genuß des Instrumentes haben sollten, welches ihren natürlichen Stimmen am ähnlichsten klinge“.

Wie übertrieben diese Fürsorge für unsere Haustiere werden kann, beweist folgende Klausel, die sich in dem Testament einer Mademoiselle Jeanne Felix, einer seiner Zeit sehr bekannten Virtuosen, vorfindet:

„Ich bitte, Mademoiselle Buteau, meine Schwester, und Madame Calogue, meine Nichte, für meine Katen zu sorgen. So lange beide leben, sollen sie 30 Sous monatlich haben, damit sie gut gefüttert werden können. Zweimal am Tage sollen sie Suppe haben, wie sie bei Tisch gegessen wird, doch jede getrennt in ihrem eigenen Gefäß. Das Brot darf nicht in die Suppe gekrümelt, sondern soll in haselnußgroße Stücke geschnitten und in die Suppe gelegt werden, sonst können sie es nicht essen. Wird gekochtes Fleisch in die Suppe gelegt, so sollen auch einige Stücke rohes Fleisch dazugelegt werden. Stirbt eine der beiden Katen, so wird auch das halbe Geld genügen. Nicole Pigeon soll Pflege und Wartung der Katen übernehmen. Madame Calogue wird die Güte haben, sie von Zeit zu Zeit zu kontrollieren.“

Unter den vielen merkwürdigen der Königin von England hinterlassenen Vermächtnissen, befanden sich auch einige, die sich auf Lieblingstiere bezogen, deren Besitzer ihnen auf diese Weise eine ausgezeichnete Heimstätte bereiten wollten. So hinterließ ein Testator der Souveränin drei Goldfische, nebst seinem gesamten Vermögen. Damit auch ja keine Verwechslung stattfinde, beschreibt er die Fische in seinem letzten Willen folgendermaßen: „Einer ist größer wie die beiden anderen, und diese letzteren können leicht erkannt werden, denn der eine ist fett, und der andere mager. Wenn die Fische, die in Osborne gehalten werden sollen, am vierten Tage im Jahr durch meinen Anwalt als der Beschreibung entsprechend befunden worden sind, kann das Geld weitergezahlt werden.“

Noch weniger anmutend als die Goldfische waren jechzig Schlangen, die ein anderer zu lokaler Untertan der Königin vermacht. „Ich habe immer die Schlangen geliebt,“ hieß es in dem Testament dieses merkwürdigen Herrn, „mein einziger Kummer ist nur, daß sie mich nie erkannt haben. Vielleicht wird Eure Majestät mehr Erfolg haben.“

Ein anderer Testator hinterließ der Herrscherin die Summe von 100 Pfund Sterling jährlich unter der Bedingung, daß sie Sorge trage für das Wohlergehen seines Lieblingspapageis und seines Pudels, außerdem sollte sie die beiden Lieblinge jedes Jahr vierzehn Tage nach Margate senden zum Sommeraufenthalt. Ein Kaufmann hinterließ der Königin seine Katen, fügte aber gleichzeitig folgende Bestimmung bei: „Ich fürchte, daß, wenn die Katen in einem Gebäude nahe Eurer Majestät Schloß wohnen, sie nachts vor Lärm nicht schlafen können. Daher bitte ich, das Gebäude im Windsorpark errichten zu lassen, jedoch nicht weiter als eine Meile vom Schloß entfernt.“

Jedoch die Palme muß entschieden einem Hindu gereicht werden, der vor kurzem starb. Er hinterließ eine Summe von dreißig Rupien monatlich zum Unterhalt einer Cobra, durch deren Biß er von seinem unerträglichem Chegepons erlöst worden war.

Der neue österreichisch-ungarische Ausgleich.

Seit der Konstituierung des Doppelverhältnisses in der habsburgischen Monarchie im Jahre 1867 war der alle zehn Jahre zu erneuernde Ausgleich, d. h. die Regelung der beiden Reichshälften gemeinsamen staatswirtschaftlichen Fragen das Schmerzenskind aller österreichischen Ministerien, die sich mit diesem Ausgleich zu befassen hatten. Der Grund der Schwierigkeiten lag darin, daß Ungarn immer neue Konzessionen auf politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet verlangte und die Annahme der Ausgleichs von der Erfüllung dieser Wünsche abhängig machte. Um des Friedens willen und um den völligen Bruch mit Ungarn zu vermeiden, ließ sich die österreichische Regierung jeweils zu mancherlei Zugeständnissen herbei.



Freiherr von Beck,
österreichischer Ministerpräsident.

So auch in diesem Jahre wieder, als es sich darum handelte, den Ausgleich für weitere zehn Jahre, also bis 1917, zu erneuern.

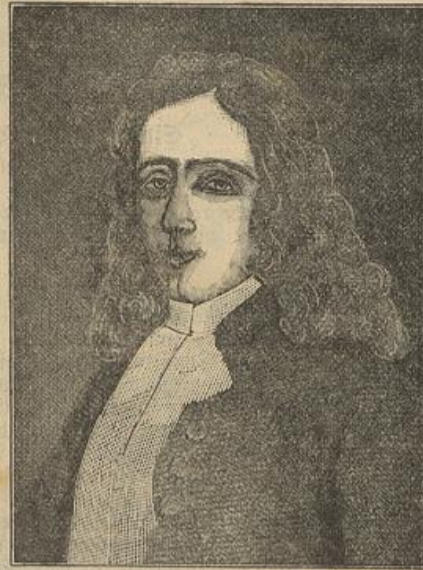
Finanziell bedeutet zwar der neue Ausgleich insofern einen Vorteil für Oesterreich, als der unerbittlich geringe Anteil, den Ungarn zur Verringerung der gemeinsamen Ausgaben der Monarchie bisher beitrug, eine kleine Erhöhung erfuhr (von 34,4 auf 36,4 Prozent). Dieses Zugeständnis mußte aber wiederum mit Opfern seitens Oesterreichs erkaufte werden, das Ungarn unter anderem das Recht zugestand, unabhängig von Oesterreich nach Ablauf der bestehenden Handelsverträge neue abzuschließen. Der vormalige österreichische Ministerpräsident Prinz Hohenlohe glaubte diesen Schritt nicht mitmachen zu können und nahm deshalb nach kaum dreiwöchentlicher Amtsdauer seine Entlassung. Seinem Nachfolger, dem jetzigen Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck (geboren 1850 und seit Ende Mai 1906 Ministerpräsident), gelang es, einige Härten des Ausgleichsentwurfs zu mildern und diesen dadurch der Volksvertretung annehmbarer zu gestalten. Bereits haben einige einflußreiche Parteien, darunter auch die christlich-soziale mit Bürgermeister Dr. Lueger an der Spitze, ihre Bereitschaft ausgesprochen, dem Entwurf unter gewissen Voraussetzungen zuzustimmen, und zur Zeit, da wir diese Zeilen schreiben, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Ausgleich zum Gesetz erhoben wird, wenn er demnächst im österreichischen Parlament zur Beratung und Abstimmung gelangt. Auf seiten Ungarns wurden die Verhandlungen von dem Ministerpräsidenten Dr. Weferske, der als das Haupt einer extremen, auf völlige Losrennung Ungarns von Oesterreich hinarbeitenden Magyarenpartei gilt, geführt.

Infolge der nicht unerheblichen Stärkung, welche die unlängst vollzogenen Wahlen der christlich-sozialen Partei und damit den deutsch-gefinnten Parteien brachten, mußte auch das Kabinett eine Umbildung erfahren. Bei der Neukonstituierung desselben anfangs November wurde auch der christlich-soziale Abgeordnete Dr. Gehmann zum Minister ernannt mit der Anwartschaft auf das neu zu bildende Arbeitsministerium.

R. A. J. de Réaumur,

Erfinder des Thermometers.

Am 18. Oktober 1707 waren 150 Jahre verflossen, seitdem der berühmte französische Physiker René Antoine Ferchault de Réaumur, der durch Erfindung des Thermometers eine bis auf unsere Tage reichende volkstümliche Bedeutung erlangte, das Zeitliche gesegnet hat. Réaumur war am 28. Februar 1683 zu La Rochelle geboren, studierte die Rechte, wandte sich aber bald naturwissenschaftlichen Studien zu und ging 1703 nach Paris. Er machte manche nützliche Entdeckung bezüglich der Stahlbereitung, er fand das nach ihm benannte Réaumurische Porzellan und ein Weingeistthermometer, welchem er eine ganz neue Scala beifügte, die man auch hebeheißt, als das Quecksilber an die Stelle des Weingeistes im Thermometer trat. Réaumur starb am 18. Oktober 1757 auf seinem Landgut Vermondière in der Landschaft Maine.



René Antoine Ferchault de Réaumur,
Erfinder des Thermometers.

Unter seinem literarischen Nachlaß befindet sich ein sechsbändiges Werk über die Naturgeschichte der Insekten. In nicht allzuferner Zeit wird der Name Réaumur viel von seiner Volktümlichkeit verlieren, nachdem die Wissenschaft das hundertteilige Celsius-Thermometer dem Réaumur-Thermometer vorgezogen hat. Der Ruhm eines bedeutenden Gelehrten und bahnbrechenden Erfinders wird ihm aber für alle Zeiten erhalten bleiben.



Die neueste Verwendung des Automobils:
Ein Automobil als Leichenwagen in Berlin.

schen Instituts an der Wiener Universität, ordentlicher Professor der Mineralogie und Petrographie, bisheriger Direktor des Mineralogischen Instituts an der Universität Graz, ist 1850 in Arroyo (Puerto Rico) geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung hat er in Deutschland genossen, wo er seine sämtlichen Studienjahre verbrachte und auch 1872 promovierte. Er habilitierte sich alsdann 1875 in Wien und wurde 1876 außerordentlicher, sieben Jahre später ordentlicher Professor in Graz. Von seinen zahlreichen fachwissenschaftlichen Schriften dürfte das 1885 erschienene „Lehrbuch der Mineralogie“ am bekanntesten sein.

Dr. Cornelio Doelter
in Graz,

der neuernannte Direktor des Mineralogischen Instituts an der Wiener Universität, ordentlicher Professor



Dr. Cornelio Doelter in Graz,
der neue Direktor des Mineralogischen Instituts an der Wiener Universität.

Ernstes und Heiteres.

Einem Zweifler.

Laß Dein Klügeln, Deuteln, Drehen:
Glaub! so wirst Du einst bestehen:
Lebe rein! wenn alle sinken —
Du wirst nimmermehr ertrinken.

Berlin.

Aloys Freygang.

[Hochwasser in Oberitalien.] (Mit drei Abbildungen.) Ungewöhnlich starke Regengüsse sind mitte Oktober 1907 im südlichen Europa niedergegangen und haben weite blühende Landstriche unter Wasser gesetzt, so in Spanien, Südfrankreich, in der Schweiz und in Oberitalien. Letztere Gegend wurde besonders schwer heimgesucht. Der Lago Maggiore, der Luganer- und Comer-See überfluteten die schönen Uferstädte; Locarno, gewöhnlich das „helvetische Nizza“ genannt, war zur Lagunenstadt geworden. Der Tessin, ein Nebenfluß des Po, schwoll mächtig an, durchbrach seine Dämme und setzte viele Dörfer und einen Teil von Pavia unter Wasser. Die Bevölkerung der vom Hochwasser heimgesuchten Gegenden wird noch lange an den Folgen der verheerenden Ueberschwemmungen zu leiden haben.

[Eisenbahnkatastrophe bei Shrewsbury in England.] (Mit Abbildung.) Eine folgenschwere Eisenbahnkatastrophe ereignete sich am 15. Oktober 1907 in England. Als in der Frühe des genannten Tages der von Crewe nach Bristol gehende Gilzug der London North-Western-Eisenbahn dicht vor der Station Shrewsbury eine Kurve passierte, sprang die Lokomotive mit sämtlichen Wagen — bis auf den letzten — aus dem Gleis. Die Wagen stürzten um, schoben sich übereinander und wurden zertrümmert. Bei dem Unglück büßten dreißig Personen, darunter der Lokomotivführer und Heizer, drei Postbeamte und ein Schaffner des Zuges, ihr Leben ein, zahlreiche andere wurden verletzt. Ein Rettungskorps war schnell zur Stelle und arbeitete nach Kräften an der Befreiung der unglücklichen Opfer. Nur mit großer Mühe gelang es, die Verwundeten und Toten aus dem Trümmerhaufen zu entfernen.

[Eine Dampflokomotive ohne Feuerungsanlage.] (Mit Abbildung.) Diese für gewisse Zwecke außerordentliche Vorteile bietende Lokomotive besitzt zwar einen Dampfkessel, aber keine Feuerungsanlage und natürlich auch keinen Schornstein. Ihr, bis zu einem Viertel mit kaltem Wasser versehener Dampfkessel wird täglich vor Inbetriebsetzung von einem feststehenden Dampfkessel aus mit überhitztem, unter hohem Drucke stehenden Wasser in Form von Dampf gefüllt. Der Dampf treibt dann die Lokomotive, während sich ein Teil des unter Ueberdruck stehenden Wassers wieder in arbeitsfähigen Dampf verwandelt. Der Energieverlust ist dabei ein sehr geringer, und die Maschine ist bei einmaliger Ladung einen ganzen Tag betriebsfähig.

[Kindliche Antwort.] Vater, Mutter, Tochter und kleiner Sohn sitzen abends gemütlich zusammen in der Wohnstube. Vater und Mutter sprechen von einem ihnen geschenkten Lose, auf welches man 60 000 Mark gewinnen kann. — Vater: „Was machen wir bloß mit dem vielen Gelde, Frau, wenn das große Los uns zufallen sollte?“ — Die Frau spricht für den Fall von verschiedenen Plänen, die ausgeführt werden könnten. Schließlich wendet sich der Vater an den neunjährigen Hans, der aufmerksam zugehört hat: „Nun, was glaubst Du, daß wir tun würden?“ — Hans: „Wir werden alle verrückt!“

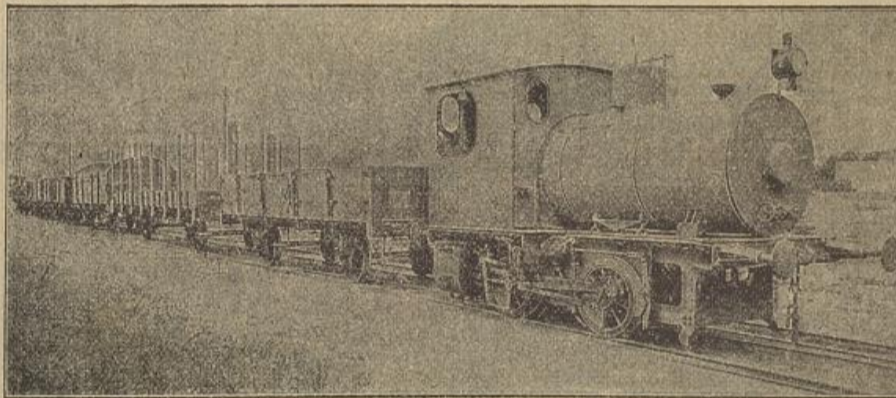
[Beim Zahnarzt.] Patient (dem der Zahnarzt einen Zahn herauszieht): „Au, Au! Donnerwetter, das tut ja weh! Sie wollten mir doch den Zahn ohne Schmerzen herausziehen!“ — Zahnarzt: „Nun, ich habe auch keine Schmerzen gehabt.“

[Bettlerhumor.] Dame: „Wenn Sie etwas erhalten, könnten Sie sich wohl ein wenig freundlicher bedanken.“ Bettler: „Sie glauben doch nicht, daß ich Ihnen vor Ihren Großchen gleich heiraten werde?“

Auf einen Professor.

Es ist sein Vortrag voller Kraft,
Doch hört man seine Hörer munkeln,
Er, eine Leuchte der Wissenschaft,
Läßt seine Schüler oft im Dunkeln.

Fred Hood.



Eine Dampflokomotive ohne Feuerungsanlage.

[Schrecklich.] Lehmann: „Was ist Dir denn? Du siehst so blaß aus.“ — Huber: „Ach, meine selige Frau ist mir im Traume erschienen.“ — Lehmann: „Was hat sie denn gesagt?“ — Huber: „Sie sagte: Huber, Huber, wenn Du ausgehst, laß doch Deinen neuen Regenschirm nicht stehen.“

[Das kleinere Uebel.] Mann: „Der Junge macht mich noch rasend mit seinem Geschrei.“ — Frau: „Ich werde ihm etwas vor-singen.“ — Mann: „Ach, um Himmelswillen, nein, da laße ihn lieber schreien.“

[Gegen die parasitäre Barflechte] verwende man zuerst das Abwaschen der befallenen Stelle mit warmem Wasser und Schwefel- oder Peruballsalmseife. Bleibt dieses wirkungslos, so bestreiche man den Fleck mit Kummerfeldschem Waschwasser oder Schwefelsalbe (30 Gramm Schweinefett, 6 Gramm Schwefelmilch). Zum Abwaschen benütze man Kaliseife.

[Hafenragout.] Kochdauer 2-3 Stunden, 6 Personen. — Von den Resten eines gebratenen Hahnen wird alles Fleisch abgeputzt, in talergroße Stücke geschnitten und zurückgestellt. Die Knochen haut man in Stücke, setzt sie mit einer Zwiebel, einer Gelbrübe, einem Lorbeerblatt und einigen Pfefferkörnern zu einer recht kräftigen Brühe auf und läßt sie kurz einkochen. Aus 50 Gramm Butter und 60 Gramm Mehl bereitet man eine braune Mehlschwitze, rührt dieselbe mit der Hahnenbrühe aus, fügt einen etwaigen Rest Sauce, Salz und eine Messerspitze Cayennepfeffer dazu. Nun nimmt man alle vorhandenen rohen Teile des Hahnen, die abgeschlagenen Rippen, Vorderläufe, Herz, Leber, Lungen etc., legt sie in die Sauce und läßt sie darin gar schmoren. Nach 2 Stunden gibt man das gebratene, zerschnittene Fleisch ebenfalls zu der Sauce, zieht den Löff zurück, rührt 2 Teelöffel Maggi-Würze und ein kleines Glas Madeira dazu und richtet das Ragout sofort an.

[Tomaten.] Ein noch wenig bekanntes Rezept. Man schneide die Frucht quer durch, entferne den weichen Inhalt (welcher zur Suppe oder Sauce verwendet werden kann), fülle eine dicke Mayonnaise in die Öffnung, schiebe einige Hummerstücken hinein und lege die Tomaten auf eine mit Kopfsalat und Hummerschalen garnierte Schüssel. Einzeln kann man dieselben auch, recht hübsch mit Salatblättchen verziert, auf kleinen Tellern zur Tafel geben. Oder man füllt sie mit ganz jungen grünen Erbsen und schmückt sie mit Petersilie.

[Um das Einlaufen von Wollstoffen beim Waschen] zu verhüten, weiche man sie abends in warmem, jedoch nicht zu heißem Wasser unter Zusatz von etwa 1 Gramm Borax auf 1 Liter ein. Andern Tags sind sie in einem auf gleiche Weise vorbereiteten Wasser zu waschen und in warmem Wasser nachzuspülen. Kaltes Wasser darf nie zur Anwendung kommen.

[Wasserflecke aus lackierten Möbeln zu entfernen.] Man gieße Baumöl in ein Näpfchen und schabe etwas weißes Wachs hinein. Diese Mischung erwärme man, bis das Wachs schmilzt, und reibe damit ganz dünn die Flecke ein. Zum Schluß reibe man die Flecke mit einem Leinenlappen nach, bis derselbe wieder blank ist.

Scharade.

Das Erste leuchtet blendend hell,
Das Andere ist als Stadt bekannt,
Das Ganze eilt mit Windesschnelle
Auf glatten Wege durch das Land.

Opernfüllkräftel.

Meerbeer	
Berdi	
Kreuzer	
Gounod	
Goldmark	
Weber	
Glück	
Wagner	
Suppe	
Bellini	
Mangold	

In die leeren Felder obiger Figur ist je eine Oper des davorstehenden Komponisten einzutragen. Sind diese richtig gefunden, so nennen deren Anfangsbuchstaben wiederum eine beliebige Oper. Paul Niedhoff.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer)

Aus voriger Nummer:

Auflösung des Rätsels:
Saphir.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe:

R o s a r i o
K r a n i c h
S e n e v a s
S e r b i e n
B r e g e n z
K a m e r u n
L e o p a r d

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft
„Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.